

Frank-Walter Steinmeier

Mein Deutschland

Frank-Walter Steinmeier

Mein Deutschland

Wofür ich stehe

In Zusammenarbeit mit
Thomas E. Schmidt

C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

© 2009 by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umshlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer

Bildredaktion: Dietlinde Orendi

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-01114-0

www.cbertelsmann.de

Inhalt

Vorbemerkung des Autors.	7
I. Ein Kind der Bundesrepublik	
Begegnungen, Erfahrungen und Prägungen	9
II. Die Modernisierung beginnt	
Rot-Grün an der Macht	56
III. Wege aus der gespaltenen Gesellschaft	
Deutschlands Stärken neu begründen	97
IV. Kultur der Freiheit	
Für eine Streitbare und Streitende Demokratie	126
V. Energie der Zukunft	
Der Schlüssel für den Wohlstand von morgen	160
VI. Die Neuvermessung der Welt	
Vorausschauende Außenpolitik in globaler Verantwortung	190
VII. Politik in der Zeitenwende	
Aufbruch ins neue Jahrzehnt	222
Sachregister	236
Bildnachweis	240

Vorbemerkung des Autors

Warum jetzt ein Buch? Die richtige Frage ist: Warum erst jetzt ein Buch? Die Idee dazu entstand im Jahr 2005, nach dem Ende der rot-grünen Koalition. Damals wollte ich für mich Zwischenbilanz ziehen: Was ist geblieben von unseren Zielen? Wie weit waren wir gekommen bei der Öffnung einer Gesellschaft, die sich in sechzehn Jahren Kohl eingehaust hatte? Aber mein Projekt musste warten. Es kam die Große Koalition, ich wurde Außenminister. Neue Horizonte waren zu vermessen. Der Rhythmus der Arbeit ließ keine Zeit zum Schreiben.

Jetzt steht unser Land nach fast vier Jahren rot-schwarzer Koalition wieder vor einem wichtigen Einschnitt. Das wäre schon Grund genug gewesen, das Buchprojekt in diesem Jahr wieder aufleben zu lassen. Seine eigentliche Begründung findet es aber darin, dass 2009 für mich ein Jahr ist, in dem etwas zu Ende geht, das in besonderer Weise mit Aufbruch verbunden ist. Seit die SPD mich zu ihrem Kanzlerkandidaten bestimmt hat, verändern sich die Fragen an mich. Die Menschen wollen wissen: Woher kommt der? Was hat ihn geprägt? Welche Weichenstellungen gab es auf seinem Lebensweg? Was treibt ihn an?

Das Buch will Antworten auf einige dieser Fragen geben und ist dennoch keine Biografie. Es enthält Erinnerungen an markante Ereignisse und Lebensphasen, die den Grund dafür gelegt haben, dass ich der bin, der ich bin. Es ist zugleich ein

politisches Buch. Es liefert einen Befund über die Lage unseres Landes in der Zeitenwende. Es beschreibt Defizite, aber auch Perspektiven der Veränderung. Vielleicht war der breiten Mehrheit in Deutschland nie so klar wie in den Monaten seit Ausbruch der Finanzkrise: Überwinden werden wir die Krise nur, wenn wir dem Primat der Politik wieder Geltung verschaffen und Politik glaubwürdig an einer Zukunft von Gesellschaft arbeitet, die Wohlstand sichert und in der es fair und gerecht zugeht.

Wenn in der Krise eine Hoffnung liegt, dann die, dass wir nach den Jahren des blinden Marktvertrauens zur Besinnung kommen, dass Verantwortung und Vernunft in das Handeln der Akteure zurückkehren, dass es gelingt, die Kräfte des Gemeinsinns zu stärken und den Zerfall von Gesellschaft in egoistische Einzelgruppen aufzuhalten. Darum geht es in den nächsten Jahren. Darum geht es mir.

Ich danke allen, die dieses Buch möglich gemacht haben; vor allem danke ich Thomas E. Schmidt, der mir bei der Abfassung behilflich war.

Berlin, im Februar 2009

Kapitel 1

Ein Kind der Bundesrepublik

Begegnungen, Erfahrungen und Prägungen

Ich bin ein Kind der Bundesrepublik. In ihr, der aufstrebenden und erfolgreichen, der gleichwohl beständig um ihr Selbstbild ringenden, in diesem westlichen Teil eines, wie Gustav Heinemann einmal sagte, »schwierigen Vaterlandes« habe ich meine Wurzeln. Ich wuchs auf, als die Nachkriegszeit zu Ende ging. Keiner musste mehr hungern. Hatten unsere Eltern noch Not und Verzweiflung erlebt, konnten wir Kinder dieser Zeit schon darauf vertrauen, dass der Tisch gedeckt war. Die Bundesrepublik der späten Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre war stolz auf sich, stolz auch darauf, dass der Wohlstand mehr und mehr Menschen erreichte. Die harten Anfangsjahre waren geschafft, es war etwas erwirtschaftet worden, und das kam auch den Arbeitern und Angestellten zugute. Für viele stand jetzt das Wohlergehen im Mittelpunkt ihrer Hoffnungen und Wünsche. Und dennoch war auch während dieser Zeit immer eine feine Spur von Selbstzweifel zu bemerken. Ein unerschütterliches Selbstbewusstsein strahlte diese Republik eigentlich nicht aus, auch später nicht. Das ist in meinen Augen auch gut so gewesen, denn dass sie auf den Trümmern der nationalsozialistischen Herrschaft errichtet wurde, durfte und darf sie nicht vergessen.

Als wir noch fast Kinder waren und die Vergangenheit langsam verstehen lernten, machte sich die Bundesrepublik auf den Weg, den von Nazi-Deutschland verschuldeten Krieg und

den Völkermord an den Juden aufzuarbeiten. Das Erschrecken über die eigene Nation ist seither zu einer tief wirkenden geschichtlichen Erfahrung geworden. Die skeptische Haltung, dieses vielleicht sogar zerbrechliche Selbstbild, das dieses Land von sich hat, verbindet mich nur noch fester mit ihm. Seit ich ein politisch wacher Mensch bin, denke ich: Wer in Distanz zu sich gehen kann, ist lernfähig. Aus dem Erschrecken über sich hat sich so etwas wie die Moral einer – bei aller immer wieder notwendigen Kritik – beneidenswert modernen Gesellschaft heranbilden können. Sie setzte dem hemmungslosen Wettbewerb in der Wirtschaft Grenzen und verhinderte die unveröhnliche Gegnerschaft in der Politik. Sie schuf zwischen den Menschen unterschiedlicher Herkunft und Überzeugung etwas Verbindendes.

Genau das verlieh der Bundesrepublik in meinen Augen eine solch beeindruckende Stabilität. Aus ungebrochenen Traditionen kann und will diese Republik ihre Stärke nicht ziehen. Sie ist nicht aus Granitquadern aufgebaut. Sie gleicht eher dem Haus eines modernen Architekten, offen, anspruchsvoll und viel bestaunt, aber in dieser Offenheit auch ganz besonders den Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Diese Gesellschaft ist kein Bollwerk, das sich nach außen abschottet, sie lebt im Austausch mit der Welt. Wir sind gut beraten, unser modernes Haus zu pflegen und sorgsam ans Wetter anzupassen. Es ist ein bemerkenswertes, ein helles und freundliches Zuhause. Ich lebe gern darin.

Wo ich herkomme, redete man allerdings nicht viel vom »Wirtschaftswunder«. Dazu kostete es zu viel Anstrengung, etwas aufzubauen. Die Höfe waren klein. Unsere Gegend zwischen dem Teutoburger Wald und dem Weserbergland war nie wohlhabend gewesen. Das macht Leute nicht gerade schwärmerisch. Karge Landstriche prägen ihre Charaktere. Wenn du etwas haben willst, musst du lange dafür arbeiten – auch das gehörte bei uns zu den Lehren. Es erzog zur Beharrlichkeit,

dazu, die Dinge langfristig zu betrachten und nicht in Unruhe und Übereifer zu verfallen, wenn etwas nicht sofort klappt. Brakelsiek heißt der Ort, aus dem ich stamme. Die Häuser dort sind aus Fachwerk oder aus rotem Backstein, sie haben spitze Giebel, und manche tragen noch Schieferdächer. Erst in den späten Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren kamen die weiß verputzten Neubauten hinzu. Die Häuser schmiegen sich sanft an die Hügel des Berglandes, wo ich heute noch gerne bin. Vor sechshundert Jahren lag das Dorf etwas weiter südlich am Fluss in einer Senke. Überschwemmungen trieben seine Bewohner an die sicheren Hänge. Es ist schön hier, aber auch ein wenig eng – und die Arbeit ist knapp. Ich beue nicht, fortgegangen zu sein, doch ich komme immer wieder gerne zurück. Die Eltern und der jüngere Bruder wohnen noch immer dort. Brakelsiek liegt in Lippe, gut zwanzig Kilometer südöstlich von Detmold, am östlichen Rande Nordrhein-Westfalens. Auch nach dem Krieg ist dieser Landstrich nicht verwöhnt worden. Es ist echte deutsche Provinz, und selbst die Touristen, die im Teutoburger Wald wandern oder sich am Hermannsdenkmal der Varusschlacht vor zweitausend Jahren erinnern, kommen nur selten in diese Gegend.

Ich mag die Menschen dort, sie sind schnörkellos und aufrichtig. Wenn sie mich auf der Straße treffen, bin ich ganz selbstverständlich für sie »der Frank«. Keiner würde anders mit mir reden als früher. Ganz hat man sich nie aus den Augen verloren. Vielleicht wäre das nicht so, wenn ich vierzig Jahre ganz weg gewesen und auf einmal als Minister zurückgekehrt wäre. Wahrscheinlich wäre dann Verunsicherung zu spüren. Aber eigentlich wollen die Brakelsieker nicht befangen sein. Was ich an ihnen schätze, ist auch dieser Widerwille gegen jede Form von Umstand und Zeremoniell, ihre Skepsis gegenüber Windmachern und Wolkenschiebern. Ihre Redeweise ist geradeheraus und lakonisch. Als ich geboren wurde, sprach man in den Familien noch Platt. Das Plattdeutsche ist eine Sprache, die aufs

Wesentliche zusteuert und keine rhetorischen Verrenkungen kennt. Das Hochdeutsche setzte sich bei uns erst nach dem Krieg als eine Art Übersetzung durch. Wer damals ein Vertriebenenkind heiratete – und das waren manche im Dorf –, musste notgedrungen aufhören, Dialekt zu sprechen. Bei den Steinmeiers war das genauso. Deshalb verstehe ich das lippische Platt noch, habe es selbst jedoch nicht mehr richtig sprechen gelernt.

Für einen Politiker ist es nicht einfach, sich ehrlich darüber Rechenschaft abzulegen, was seine Herkunft, was die Prägung der frühen Jahre genau für ihn bedeutet. »Heimat« ist ein Wort, mit dem vor allem dann Schindluder getrieben wird, wenn es für politische Absichten herhalten muss. Ich misstrauere Politikern, die sich ihre Heimat zurechtbasteln und folkloristisch ausschmücken. Das degradiert die Menschen, die tatsächlich dort leben und leben müssen, zu Statisten in einem PR-Schauspiel. Heimatverbundenheit ist etwas anderes. Vermutlich nehme ich den Unterschied zwischen einer ausgedachten Heimat und einer echten auch deswegen so scharf wahr, weil mir meine erhalten geblieben ist. Ich weiß, wie die Menschen dort fühlen und denken, und es gibt auch keinen Grund, dieses Leben künstlich zu idealisieren. Wir fangen alle irgendwo an. Wir können uns das nicht aussuchen. Doch wir bleiben damit nicht identisch.

Ich habe viele gute Erinnerungen an unsere Gegend. Es gibt Zusammenhalt auch ohne große Worte; die Leute haben einen Draht zueinander, und ich fühlte mich eigentlich immer gut aufgehoben. Das gab mir Vertrauen mit, Vertrauen in andere und in mich selbst. Aber ich erinnere mich auch an das Gefühl von Stillstand, das einen Heranwachsenden beschleicht, wenn er vom Dorf kommt. Zweimal am Tag ging ein Bus. Auch dort, wo er hinfuhr, war nicht viel mehr los. Heute ist es eher noch einsamer geworden in Brakelsiek, die Läden sind fast alle verschwunden, und der Ort schrumpft. Dieses Schick-

sal teilt er mit vielen ländlichen Regionen und kleineren Städten, vor allem im Osten Deutschlands. Wer seinen Heimatort verweisen sieht, den schmerzt es, egal, ob er dort noch wohnt oder ob er einen ganz anderen Lebensweg eingeschlagen hat. Man soll diesen Verlust nicht schönreden, man soll ihn auch nicht der unterkühlten Sprache der Wissenschaft überlassen, die in solchen Fällen von »demografischen Prozessen« redet. Ich kann die Jungen gut verstehen, die weg wollen, weil sie weiter wollen. In ihnen erkenne ich mich selbst wieder. Doch je weiter ich gekommen war, desto höher stieg meine Achtung für die Menschen, die geblieben sind. Die meisten dort haben ihre Lebensweise nicht gewählt, sie machen trotzdem nach Kräften das Beste daraus, selbst wenn ihre Ausgangsbedingungen keine einfachen sind. Außerdem ist dieses Leben das Normale für die meisten Menschen in Deutschland.

Was die Menschen verdienen, die in einfachen Verhältnissen zurechtzukommen versuchen, ist Respekt, nicht Kitsch. Heimat bedeutet für mich auch Achtung und Anerkennung für alle, die weniger Chancen hatten – oder ein überschaubares Leben vorziehen. Als Vater einer zwölfjährigen Tochter weiß ich, was es bedeutet, für Kinder da zu sein. Ich sehe, wie sich Freunde und Bekannte für ihren Sportverein ins Zeug legen. Sie leisten oft auch im Beruf mehr, als sichtbar ist, und sie verdienen darin mehr Unterstützung und Anerkennung, als heute üblich. Ich habe die Chance, mich weiterentwickeln zu können, immer als Glück erfahren. Mich haben mein Studium und meine politische Arbeit, davon fünfzehn Jahre mit Gerhard Schröder, natürlich stark geprägt. Was ich aber aus Brakelsiek mitgenommen habe, sind gesunder Menschenverstand, tiefe Abneigung gegen Aufschneiderei und eine gute Portion Gelassenheit. Meinen Eltern bin ich dankbar dafür, dass sie mir diese Haltungen mit auf den Weg gegeben haben. Ich kann sie gebrauchen.

Die beiden Familien, aus denen meine Eltern stammen, sind so unterschiedlich, wie sie damals nur sein konnten, wenngleich ihre Geschichte für die Zeit nicht ungewöhnlich ist. Die Familie meines Vaters ist wahrscheinlich seit ewigen Zeiten im Lippischen ansässig. Meine Mutter kam als Vertriebene mit einem Teil ihrer Familie aus Breslau. Die Steinmeiers waren Landbauern, mit den sprichwörtlichen paar Scheffel Saat. In dem Haus, in dem sie wohnten, waren lange Zeit noch Menschen und Vieh gemeinsam untergebracht. Wie die meisten jungen Männer verließ mein Großvater jedes Frühjahr die Familie und wanderte ins Ruhrgebiet oder nach Norddeutschland, um bis zum Herbst als Ziegler zu arbeiten. Bis in die Zwanziger- und Dreißigerjahre hinein war das im Lippischen so »Sitte«, eine Sitte allerdings, die materielle Not erzwungen hatte. Erst zur Ernte kam er wieder zurück. Während dieser Zeit war meine Großmutter für den Hof und die Kinder alleine verantwortlich. Die beiden hatten drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Mein Vater, jetzt achtzig, ist als Jüngster der letzte Überlebende dieser Generation.

Das Lipperland konnte früher seine Menschen kaum ernähren. Die Gewohnheit, »auf Ziegelei« zu gehen, gab es schon im 19. Jahrhundert. Im Grunde war es ein Versuch, angesichts drückender ländlicher Armut an den Versprechungen der frühen Industrialisierung teilzuhaben. Hunderte von Kilometern wanderten die Lipper, um sich als Saisonarbeiter in Niedersachsen, in Brandenburg oder im Ruhrgebiet in den Ziegeleien zu verdingen. Der Dichter Friedrich Wienke, übrigens in Brakelsiek geboren, sammelte um die Wende zum 20. Jahrhundert die Lieder der Ziegler und schrieb selbst etliche. Was er festhielt, ist eine kleine, bedrückende Episode der deutschen Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte. Erst vor einiger Zeit habe ich herausgefunden, dass auch Theodor Fontane 1873 in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Band »Havelland« den lippischen Zieglern ein

nüchternes, aber wohl zutreffendes Porträt widmete. Er gibt dort einen Einblick in ihr hartes Dasein. Fontane schreibt über das Dorf Glindow, ein Zentrum der Ziegelindustrie: »Die Lipper, nur Männer, kommen im April und bleiben bis Mitte Oktober. Sie ziehen in ein massives Haus, das unten Küche, im ersten Stock Eßsaal, im zweiten Stock Schlafräum hat. Sie erheben gewisse Ansprüche. So muß jedem ein Handtuch geliefert werden. An ihrer Spitze steht ein Meister, der nur Direktion und Verwaltung hat. Er schließt die Kontrakte, empfängt die Gelder und verteilt sie. Die Arbeit ist Akkordarbeit, das Brennmaterial und die Gerätschaften werden sämtlich geliefert; der Lehm wird ihnen bis an die ›Sümpfe‹ gefahren; der Ofen ist zu ihrer Disposition. Alles andere ist ihre Sache. Am Schlusse der Campagne erhalten sie für je 1000 fertiggebrannte Steine einzweidrittel bis zwei Taler. Die Gesamtsumme bei acht bis zehn Millionen Steinen pflegt bis 15000 Taler zu betragen. Diese Summe wird aber schwer verdient. Die Leute sind von einem besonderen Fleiß. Sie arbeiten von drei Uhr früh bis acht oder selbst neun Uhr abends, also nach Abzug einer Eßstunde immer noch nah an siebzehn Stunden.« Nicht beschrieben ist, dass viele, die während der Arbeitssaison auch noch Schnaps und Bier vom Arbeitgeber auf Kredit kauften, nahezu ohne Geld heimkamen und die ganze Familie einen Hungerwinter vor sich hatte. Wer das heute liest, den beschleicht das unguete Gefühl, dass es mehr als eine Ähnlichkeit mit modernen Arbeitsmigranten gibt. Was Fontane als Fleiß beschrieb, ist doch eine besondere Verwundbarkeit derer, die von harter Arbeit abhängig sind. Es treibt sie bis zur äußersten Anstrengung, und trotzdem sind Lohn und Auskommen oft nicht gesichert. Die Lipper haben diese Erfahrungen in Erinnerung behalten. Andere kamen nach dem Zweiten Weltkrieg hinzu.

Irgendwie hat es sich in den Gencode der Menschen eingeschrieben, bodenständig und ehrlich zu sein, wohl auch deswegen, weil es nie viel zu verteilen gab und man mit Ehrlichkeit

am weitesten kam. Die Chancen waren für alle einigermaßen gleich verteilt, das hinterließ eine gewisse Unaufgeregtheit des Lebens. Die dörfliche Gemeinschaft kam jedoch mit der Ankunft der Flüchtlinge in Bewegung.

Meine Mutter musste mit ihrer Familie, genauer gesagt, mit Mutter, Großmutter, Tante und ihrer Schwester – die Männer waren im Krieg – aus Breslau fliehen. Am 22. Januar 1945 wurde Breslau zur Festung erklärt. Gerade rechtzeitig kamen sie noch raus. Mehr als ein Jahr dauerte die Flucht der fünf tapferen Frauen mit drei Kindern – zu Fuß bei minus zwanzig Grad mit ein paar Habseligkeiten auf dem Handwagen, der bald versagte. Von Peterswaldau im Tiefschnee über das Eulengebirge in die Glatzer Gegend, dort von den russischen Truppen überrollt. Die Gruppe hatte sich inzwischen vergrößert, ein Säugling dabei, denn meine Tante gebar auf der Flucht ihr zweites Kind. Es war eine Vertreibungsgeschichte, wie sie sich damals hunderttausendfach ereignete, und doch ist es die ganz einzigartige Geschichte meiner Mutter, eine Geschichte, die von Entbehrung handelt, aber vor allem auch von großer Courage. Über einige Stationen in Ostdeutschland gelangten sie Ostern 1946 ins Lipperland. Als sie aus dem Viehwaggon gestiegen waren, verteilte man die Frauen in kleinen Gruppen auf unterschiedliche Häuser und quartierte sie zunächst bei den Bauern ein. Die Ankunft der Fremden aus dem Osten rief in der Gegend, genau wie in anderen Regionen, nicht gerade Begeisterung hervor. »Soll so die Welt gesunden?«, fragte 1946 die im Lippischen vertriebene »Freie Presse«, um gleich darauf zornig hinzuzufügen: »Neuer Vertriebenentransport für den Kreis Lemgo – Die Elendsbilder werden immer schrecklicher – Eine böse Saat für die Zukunft.«

Nach allem, was sie durchgemacht hatten, war der Anfang nicht leicht. Das waren ja Städter, die da kamen: neue Erfahrungen, Urbanität, andere Lebensweisen. Meine Mutter hatte um ihre Breslauer Wohnung kaum ein Stück Grün gesehen

und kam nun plötzlich mitten in die freie Landschaft. Der vom Krieg verursachte Bruch in den Lebensgeschichten wurde von den Flüchtlingen auch viel intensiver, viel schmerzhafter erlebt als von den Einheimischen. Die konnten im Prinzip weiter leben wie zuvor. In seiner »Berliner Rede« von 2000 erinnerte Johannes Rau an die schwierige Lage der Vertriebenen: »Viele werden nicht vergessen, auf wie viel Ablehnung sie nicht nur in Dörfern und Kleinstädten gestoßen sind – obwohl sie schwerstes Leid getragen hatten, obwohl sie dieselbe deutsche Sprache sprachen, obwohl sie zur gleichen Kultur gehörten, oft sogar zur selben Konfession wie ihre neuen Mitbürger.«

Die Wahrheit ist, dass es sehr schwierige Jahre waren, bis die Neuankömmlinge sich in Brakelsiek auch nur einigermaßen einleben konnten. Historiker, die solchen Geschichten nachgeforscht haben, erzählen uns heute, dass die Integration der Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten keineswegs so reibungslos und schnell vonstattenging, wie man es sich seit den Jahren des sogenannten Wirtschaftswunders einreden wollte. Hart trafen unterschiedliche Mentalitäten, soziale Schichten, Erfahrungen, Sitten und Dialekte aufeinander. Viele Westdeutsche reagierten mit Verlustängsten und sogar mit einer erstaunlich grimmigen Fremdenfeindlichkeit. Die Anforderungen an eine Integration waren schon damals hoch. Es war die erste Migrationswelle Nachkriegsdeutschlands. Aber die Flüchtlinge *wollten* sich integrieren, und die Arbeit half dabei. Auch meiner Mutter, die anfangs zum Bauern, später in die Fabrik ging. Sportverein und Gesangsverein erlebten einen Aufschwung und halfen, die Neubürger ankommen zu lassen.

Ich erinnere mich an eine Traurigkeit, die manchmal über den Gesprächen der Frauen lag, aber was ich nicht erlebt habe, ist Verbitterung oder sogar Vertriebenenrevanchismus. Kein Gespräch ist mir in Erinnerung, in dem gefordert worden wäre, dass wir Schlesien eines Tages wieder zurückhaben müssten. Es

lagen auch niemals irgendwelche Vertriebenenzeitungen bei uns herum. Der Blick war nach vorn gerichtet, im Grunde war unsere Familie von einem unerschütterlichen Optimismus erfüllt. Man hatte das Schlimmste überstanden, und es ging aufwärts. Schlesische Traditionspflege nahm bei uns nur kulinarisch Gestalt an. Meine Großmutter kochte ihre gewohnten Gerichte, die in der Familie heute noch zubereitet werden, beispielsweise das gebratene Kassler mit Sauerkraut, das bis heute unser gemeinsames Essen an Heiligabend ist. Folklore oder Tränen über das verlorene Schlesien waren uns fremd, was nicht heißt, dass all die vierzehn Millionen Deutschen, die ihre Heimat verlassen mussten, darunter nicht gelitten hätten. Kein Land, das Zuwanderer aufnimmt, bleibt dasselbe. Auch diejenigen, die hinzukommen, bleiben sich nicht gleich. Beide, das Lippische Land und die Flüchtlingsfamilien, veränderten sich miteinander.

Auch Brakelsiek erlebte seinen bundesrepublikanischen Modernisierungsschub. Denn auch das haben Historiker inzwischen nachgewiesen: Es waren die Heimatvertriebenen, die in vielen Teilen Deutschlands gesellschaftlich für frischen Wind sorgten und die als gut ausgebildete Arbeitskräfte dazu beitrugen, die Wirtschaft wieder in Gang zu setzen. Als Junge, der jedenfalls zur Hälfte aus einer Vertriebenenfamilie stammt, habe ich nie Vorbehalte oder Ablehnung erfahren. Nur in einem blieben wir unterscheidbar: Als Mitte der Fünfzigerjahre der Aufbau einsetzte, errichteten die Flüchtlinge ihre Häuser in einer Siedlung außerhalb des alten Dorfkerns. Die Trennung war räumlich, aber sie war nicht länger eine soziale. Wir wohnten in der »Siedlung«, doch sie war längst ein Teil des Ortes. Meine Tage verbrachte ich meistens eine Straße weiter bei meiner Großmutter, dort machte ich meine Schularbeiten. Das Haus lag gleich neben dem Sportplatz, und der Sportplatz war für uns Jungs natürlich das eigentliche Zentrum des Dorfes, wo wir uns nachmittags trafen.

Anfang der Sechzigerjahre begann meine Mutter in der

»Forst«. So hieß das, wenn man als Waldarbeiterin Baumsetzlinge pflanzte, verzog und Unkraut jätete. Die Schonungen liegen meist wunderschön oben am Waldrand in den hügeligen Wiesen. Mir bescherte das herrliche Sommer. Ich spielte dort mit einer Clique von vier, fünf Jungen, die noch nicht oder gerade erst in die Schule gingen. Das war mein Jugendidyll, von dorthier kommen meine ersten Naturerlebnisse.

Meine Mutter war bei Kriegsende fünfzehn. Vorher war sie für eine Berufsausbildung zu jung, hinterher war keine mehr möglich, da stand das tägliche Auskommen im Vordergrund. Sie ist also von den Zeitläuften um eine gute Ausbildung betrogen worden. Sie hat schließlich über den Sport den Weg in die Dorfgemeinschaft gefunden, denn sie war eine gute Handballerin. Damit begann eigentlich ihr neues Leben. Im Sport war die gesellschaftliche Ordnung nicht so festgefügt wie in anderen Bereichen. Der Sport in den Fünfzigerjahren öffnete viele Herzen, er stiftete neue Gemeinschaften. Für die jüngeren Vertriebenen war das eine enorme Chance. Kurz darauf war meine Mutter auch in den örtlichen Frauengesangverein aufgenommen worden. Und dann bildeten sich auf geheimnisvolle Weise schon erste Schnittmengen, denn mein Vater war zur selben Zeit Mitglied im Männerchor. Das Weitere ist Familiengeschichte. Am 5. Januar 1956 bin ich jedenfalls zur Welt gekommen.

In Brakelsiek tobte nicht gerade der Klassenkampf, aber man wusste doch, wer man war, wo man stand und was man von seinen Politikern erwartete. Etwas anderes wäre damals kaum vorstellbar gewesen. Damals hielt man ganz unaufgeregt an seinen Gewohnheiten fest, auch aus Anlass von Wahlen. Im Leben und in der Politik hatte man seinen Kompass. Im Dorf betrieben die einen eine bescheidene Landwirtschaft, die anderen waren Arbeiter oder Angestellte in kleinen Unternehmen der Umgegend. Lange war die Region durch und durch

sozialdemokratisch geprägt gewesen. In den Achtzigerjahren, als es Nordrhein-Westfalen wirtschaftlich noch überwiegend gut ging, wurde das Lippische Land jedoch abgehängt. Die mittelständische Möbelindustrie brach geradezu zusammen, als billige Importe aus Osteuropa massenhaft auf den deutschen Markt schwebten. Fast alle Hersteller sind inzwischen in Richtung Osten abgewandert. Auch die Bäder der Umgebung, Bad Salzuflen, Bad Oeynhausen, Bad Meinberg oder Bad Driburg, litten schwer, als mit der Strukturkrise unserer Rentenversicherungsanstalten der Kurbetrieb zurückging. Das waren schwierige Jahre für meine Heimat, die ich bewusst wahrgenommen und miterlitten habe. Zur Aufbesserung meines BAföGs, später meines Stipendiums, jobbte ich als Student während der Semesterferien anfangs in einem Fahrzeugbetrieb – dann auch in einem Vorzeigeunternehmen der Region, einer großen Möbelfabrik mit europäischen Verbindungen. Tausende von dunkelbraunen Nussbaumschrankwänden habe ich mit dem damals so begehrten Barfach ausgestattet. Damals waren zweitausend Leute in der Firma beschäftigt, heute führt ein Insolvenzverwalter das Unternehmen mit gerade noch dreihundert Beschäftigten fort. Von einem »Strukturwandel« konnte in Lippe nicht die Rede sein, es glich eher einem Strukturabbruch.

Empörung gehört ebenso wie Neugier zum politischen Erwachen. Ich erinnere mich, dass die mutwillige Schließung eines Maschinenbaubetriebs nicht weit von uns einer der ersten Fälle sichtbarer sozialer Ungerechtigkeit war, der mich stark berührt hat. Wie viele andere empfand ich Respekt und Bewunderung für die Arbeiter, die sich dem widersetzen, die Mut zeigten, in die Öffentlichkeit gingen und zeitweilig sogar ihren Betrieb besetzten. Brakelsiek hatte zu jener Zeit noch eine SPD-Ortsgruppe, und ich war 1975 den Jusos beigetreten. Der Kampf der Belegschaft für ihre Arbeitsplätze tobte lange, intensiv begleitet von der Lokalzeitung und angeführt von

einem Bevollmächtigten der IG-Metall, Karl Reichel, der auf uns Achtzehnjährige großen Eindruck machte. Der Kampf ging am Ende verloren, die Arbeitsplätze wurden verlagert. Sie verschwanden oder gingen dorthin, wo die Arbeit billiger war. »Globalisierung« nannte man das damals noch nicht, doch in Wahrheit waren auch die Betriebsschließungen im Lippischen Land schon Vorboten einer Entwicklung, die den Wettbewerb mit fernen Ländern in der heimischen Ökonomie immer schärfer spürbar werden ließ. Ich erinnere mich, wie hilflos die lokale Politik damals solchen Unternehmensentscheidungen gegenüberstand. Das hinterließ Zorn – aber was half der Zorn, wenn er nicht in die Einsicht mündete, dass die lokalen Einflussmöglichkeiten einfach nicht ausreichten, ja dass sogar die bundespolitischen Eingriffe zum stumpfen Schwert wurden. Die Wirtschaft überwand spielend nationale Grenzen, an denen die Politik zurückblieb. Ich habe diese Lektion niemals vergessen.

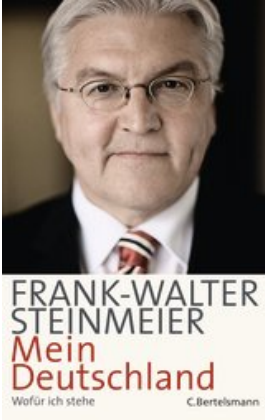
Der kritische Zeitgeist der Siebzigerjahre aber diskutierte noch nicht die heraufziehende Internationalisierung von Wirtschaft und Arbeit. Er bekämpfte stattdessen den »Staatsmonopolkapitalismus« als die unheilige Allianz von Unternehmen und Staat gegen die Arbeiter. Nah am Entstehungsort der »Herforder Thesen« glaubte auch ich damals, wie viele bei den Jusos, dass die Antwort darauf eine Zerschlagung der großen Unternehmen und eine Verstaatlichung der Wirtschaft sein müsse. Bald aber kamen mir Zweifel: Ob dieses simple Modell das komplizierte Zusammenspiel von Gesellschaft, Staat und Wirtschaft wirklich zutreffend beschrieb? Und ob am Ende nicht – wie in den Ländern des Ostblocks – die Demokratie dabei auf der Strecke bleiben würde? Wie dem auch sei, meine Stamokap-Phase währte kürzer als bei der westdeutschen Linken insgesamt. Aber eines blieb: Der Impuls, die Menschen, die ohne eigenes Verschulden ihren Arbeitsplatz verloren hatten, nicht allein zu lassen, dieser Impuls ist nicht wieder ver-

schwunden. Sozialdemokrat zu sein heißt für mich, Arbeitslosigkeit nicht hinzunehmen. Der Kampf um Arbeit, auch wenn er nicht so leicht zu führen ist, wie wir damals glaubten, hat mich seither politisch immer angetrieben. Mag sein, dass ich mir gerade deshalb manchen Ausflug in Theoriedebatten ersparte, über die Arbeitslose nur den Kopf schütteln, und nüchterner als andere auf wirtschaftliche Notwendigkeiten zu blicken lernte.

Viele, die in dieser Zeit radikal wurden, waren enttäuscht über die Partearbeit in der SPD. Wenn es nach unseren örtlichen Vorsitzenden gegangen wäre, hätten wir jüngste Sozialdemokraten uns um die Preise der Jubiläumsblumensträuße für ältere Genossinnen und Genossen kümmern sollen. Wir wollten aber wissen, was wir gegen die Ungerechtigkeit tun konnten. Wir wollten wissen, wie wir gegen die anonymen Gesetze der Ökonomie einen Ort für ein selbstbestimmtes Leben, ja ein Stück Autonomie zurückerobern konnten. Ein bisschen konnten wir in der Tat ausrichten, zu unserer eigenen Überraschung. Irgendwann in den Siebzigern starben in der Gegend die Zwergschulen, so auch die Friedrich-Wienke-Schule in Brakelsiek, die direkt an unserem Sportplatz gelegen war. Wir forderten, dass daraus ein Jugendzentrum werden müsse. Überall in Westfalen wurden damals ähnliche Scharmützel um Jugendeinrichtungen ausgefochten. Es waren Generationenkonflikte, aber auch Nachwirkungen der – von der SPD betriebenen – Gemeindegebietsreform. Meistens gingen diese Gefechte für die jungen Leute schlecht aus. In Brakelsiek gewannen wir jedoch. Das Jugendzentrum – es existiert immer noch – wurde eröffnet, und zu jener Zeit gab es auch noch genügend junge Leute im Ort, um es zu füllen. Ob solche Erlebnisse schon meine Grundhaltung prägten, dass man immer etwas erreichen kann, ist schwer zu sagen. Immerhin zeigte es uns, dass unser Engagement etwas bewegte. Es war ein kleiner Sieg, aber für uns hatte er große Bedeutung.

Ich muss noch einmal ans Elternhaus zurückdenken, an meine Mutter, die in Breslau auf die Mittelschule gegangen war und ihre Ausbildung wegen des ausbrechenden Krieges nicht beenden konnte. Ein hoffnungsvoller Lebensweg brach einfach ab und führte plötzlich ins vollkommen Offene. Es blieben eine Menge unverwirklichter Träume zurück, Träume übrigens auch meines Vaters, dessen Landwirtschaft nicht zum Leben und nicht zum Sterben reichte. Von seinen Eltern erhält jedes Kind einen oft unausgesprochenen Auftrag mit auf den Weg. Ich wusste, meiner bestand darin, ein Leben zu führen, das bedrückende Ungewissheit hinter sich lässt, in dem nicht mehr andere die Schritte bestimmen, sondern eigene Urteilskraft und Selbstbestimmung die Richtung weisen. Das Streben nach Bildung stand an erster Stelle. Wer sich bildet, kann mitgestalten, teilhaben, der lässt nicht alles mit sich machen, sondern kann sich aus erzwungener Passivität selbst befreien. Das hat meine Mutter so nie gesagt, aber ich bin sicher, dass sie daran glaubte. Meinen eigenen Bildungsweg sehe ich jedenfalls in diesem Licht.

Menschen sind es, die einen formen, viele von meinen Lehrern gehörten dazu. Einer der wichtigsten war Helmut Kuhlmann, ein Grundschullehrer, bei dem ich Rechnen, Schreiben und Lesen lernte. Für ihn war nach der Unterrichtsstunde das Pensum nicht erledigt. Er sah in uns nicht nur Schüler, er war sich der Verantwortung für Menschen bewusst, die auf dem Weg ins Leben waren. Er brachte uns mit der Welt in Berührung, weckte unsere Neugier und unsere Fantasie. Ich erinnere mich, durch ihn zum ersten Mal etwas über Afrika erfahren zu haben. Helmut Kuhlmann engagierte sich in der evangelischen Laienarbeit und hatte Kontakt zu Initiativen und Projekten, die sich mit Armut in der Dritten Welt beschäftigten. Wir hörten Nachrichten über Krieg und Hunger in Afrika. Es hatte wohl anfangs etwas von Abenteuer an sich, den Blick auf ferne Länder und vollkommen andere Lebensumstände zu



Frank-Walter Steinmeier

Mein Deutschland

Wofür ich stehe

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 240 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-01114-0

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: März 2009

Der Mann, der Kanzler werden will - Das politische Bekenntnis des Außenministers und Kanzlerkandidaten der SPD

Frank-Walter Steinmeier schreibt über sein Leben, seine Ziele, seine Visionen für Deutschland.

Ein Senkrechtstarter – er war Chef im rot-grünen Kanzleramt und gehört zu den beliebtesten Politikern Deutschlands: Die Blitzkarriere Frank-Walter Steinmeiers bis hin zum Kanzlerkandidaten der SPD ruft allgemein Staunen und Bewunderung hervor. Wer ist dieser neue Hoffnungsträger, der Deutschland regieren möchte? Er selbst gibt Auskunft über seine Herkunft aus einer ostwestfälischen Handwerkerfamilie, seine politische Kinderstube – Willy Brandts Politik gewann ihn für die Sozialdemokratie –, seine Sicht von Gefährdungen und Chancen in der Gegenwart. Im Zentrum seiner politischen Vision stehen Fairness, Respekt und Gerechtigkeit als Grundlage der Gesellschaft.

Zum ersten Mal spricht Steinmeier über sich persönlich und über seine politischen Prägungen, Vorstellungen und Ziele.